

Edition Korrespondenzen  
Hamed Abboud



*Signature*

Hamed Abboud

# In meinem Bart versteckte Geschichten

Aus dem Arabischen

von Larissa Bender und Kerstin Wilsch

Edition Korrespondenzen

## Ich bin kein Kamel

Still ruht der Staub auf den schwarzen Regalbrettern. Aber das macht nichts, denn der strahlende Himmel heute ermöglicht es mir, mich mit dem übermütigen Spiel der Vögel abzulenken. Obwohl ich unter meinem im dritten Stockwerk gelegenen Fenster die Straße nicht sehe, dringt der Lärm der Arbeiter, die die Fassade des Nachbarhauses restaurieren, von Zeit zu Zeit zu mir herauf. Sie nutzen sicher das schöne Wetter für die Arbeit, wenngleich die gelbe Fassade so neu aussieht, dass man nicht begreifen kann, was genau sie damit vorhaben.

Vielleicht sind die Arbeiter heute voller Eifer und in guter körperlicher Verfassung aufgewacht und haben deshalb die Restaurierung der Fassade beschlossen. Vielleicht gehört die Erneuerung der Fassaden aber auch zu den sommerlichen Bräuchen hier; so wie die Mütter in Deir al-Zor die großen bunten Teppiche vor den Häusern waschen und dabei die ganze Straße unter Wasser mit Olivenölseifenschäum setzen. Aber hier, im 15. Wiener Bezirk in der Nähe des Meiselmarks, bringen die Mütter die Teppiche lieber zur Reinigung und die Ehemänner beauftragen eine Firma zum Restaurieren der Fassaden.

Auch gestern Abend war der Himmel ruhig. Einige weiße Wolken erhellen den Horizont und nahmen dem Sitzen am Fenster und dem Schauen in die Weite den Schrecken, den eine finstere Nacht mit sich bringen kann. Doch plötzlich kratzte ein Blitz am Himmelszelt, als wolle er mit einer kalten, regnerischen Nacht drohen.

Eine Frau im Haus gegenüber trat auf ihre bepflanzte Terrasse und stieg dann eine Metallleiter hoch, die auf das Dach ihres Hauses führt, wo sich ihr zweiter Garten erstreckt. Und in dem Moment, in dem das Licht des

Blitzes ein weiteres Mal niederfuhr, knipste die Frau das Feuerzeug an. Die jedoch scherte sich nicht um das, was um sie herum vorging, geschweige denn um das Fenster meines Zimmers, das auf Höhe ihres Blickes liegt. Wahrscheinlich achtet die Frau unter den strahlend weißen Wolken auf ihre Gesundheit und raucht täglich nur eine Zigarette auf dem Dach. Und möglicherweise raucht sie am liebsten zwischen den Pflanzen, die in einer Nacht wie dieser verschiedene Düfte verströmen.

Ich drehte eine zweite Zigarette und stellte mir eine kleine Pfefferminzpflanze in einer Ecke des Gartens vor. Wie würde sich wohl der Geschmack der Zigarette verändern, wenn der Wind durch die Minzblätter bliese?

Während ich am Tisch saß, der parallel zum geöffneten Fenster stand, lenkte mich der Anruf meiner Mutter von dem Anblick der Frau ab. Sicherlich hatte sie Nachrichten gehört, denn sie meldet sich stets, wenn sie zum Beispiel von einem Sturm erfahren hat, der über Europa hinwegfegt, auch wenn er weit weg im äußersten Norden weht. Oder bei einer Eilmeldung über dichten Schnee, der die Straßen versperrt oder den Flugverkehr behindert.

Meine Mutter weiß nicht, dass ich Termine verschiebe, wenn ich auch nur einen einzigen Regentropfen auf der Wetter-App meines Mobiltelefons sehe, und dass ich stattdessen mit entblößter Brust zu Hause hinter dem Fenster darauf warte, dass der Regen vorbeizieht, und seinen Duft genieße. Sie aber ist erst beruhigt, nachdem sie per Videoanruf mit eigenen Augen gesehen hat, wie ich die Fenster schließe und eine dicke Jacke anziehe. Dann erst glaubt sie mir, dass ich auf meine Gesundheit achte und dass sie weiterhin die mütterliche Herrschaft auszuüben vermag, obwohl sie in einem anderen Land lebt.

Manchmal möchte ich die verantwortlichen Meteorologen anrufen und sie bitten, beim Wetterbericht auf die Entfernung zu Österreich hinzuweisen, wenn ein Sturm die Küste Deutschlands trifft. Nur so könnte man meine Mutter davon überzeugen, dass die Erdkugel kein Schwamm ist, der

sich durch zwei Tropfen Regen irgendwo auf der Welt komplett vollsaugt. Aber ich habe ihre Telefonnummer nicht.

Ich beendete das Gespräch mit meiner Mutter und zog den dicken Pull-over wieder aus, dann versicherte ich mich, dass das Fenster halb offen stand, und warf mich aufs Bett. Das dunkle Zimmer wurde von Zeit zu Zeit durch einen Blitz erhellt, als würde ein Paparazzo, sobald sich eine Idee in meinem Kopf regte oder sich mir ein Seufzer entwand, ein Foto schießen.

Nachdem das Zimmer mehrmals erleuchtet worden war, drehte ich mich auf dem Bett in Richtung Fenster, dem ich bislang den Rücken zugekehrt hatte, um den Vorhang zu schließen und das Licht abzuwehren. In diesem Augenblick bemerkte ich, dass ich ganz auf einer Seite des breiten Bettes lag und meinen Kopf auf den seitlichen Rand des Kopfkissens gelegt hatte und dass der Rest der Matratze zwischen mir und dem Fenster so unberührt und glattgebügelt war, als wäre ihm niemand auch nur nahegekommen.

Ich weiß, dass wir alle auf der Seite schlafen, auf der wir uns wohlfühlen, aber wer mich gesehen hätte, hätte erwartet, ich würde gleich aus dem Bett fallen. Vielleicht lag ich auf jener Seite, die mir die geringste Annehmlichkeit bot, denn beim seitlichen Schlafen trainiert man Arm und Schulter, das ganze Körpergewicht zu tragen. Eine nicht beabsichtigte Übung, doch tief in mir hege ich Zweifel, ob ein anderer mir seine Schulter zur Verfügung stellen würde, um mich zu stützen. Deshalb bleibt mir nur die schmale Seite des Körpers, um mich zu tragen und zu ertragen.

Sogar in den folgenden Tagen, als ich mich bewusst in die Mitte des Bettes legte und meinen Kopf mitten auf das Kissen bettete, lag ich beim Aufwachen zusammengekrümmt am Rand des Bettes auf meiner rechten Seite. Es muss die Macht der Gewohnheit sein, die man nicht ablegen kann, egal wie breit das Bett und wie tief der Schlaf auch sein mögen.

Irgendwann muss man sein Immunsystem trainieren und ihm die Grenzen seiner Freiheit zeigen. Und genauso sollte man die Mauer erhöhen,

die der Schmerz überwinden muss. Wie die Mauer von Trump. Man sollte ein Diktator über seinen Körper sein, auch wenn man von einem anderen Diktator regiert wird, denn man genießt nicht die gleichen Privilegien wie die Arbeiter, die die gelbe Fassade renovieren und es sich leisten können, auf schönes Arbeitswetter zu warten.

Vielleicht wirft man mir mangelnde Weisheit vor, und das streite ich absolut nicht ab – auch wenn ich spontan ein paar weise Sprüche von mir gegeben habe. Schließlich habe ich mir einen Weisheitszahn ziehen lassen, nachdem meine Versuche gescheitert waren, ihn zu überkronen und dadurch zu behalten, als zum ersten Mal ein heller Schmerz in der Finsternis meiner Mundhöhle aufgeblitzt war.

Und obwohl mein Schmerzempfinden erblich bedingt nicht stark ausgeprägt ist und obwohl ich mit Arak gespült habe, um die Zähne zu trainieren, nicht nachzugeben und mir so lange zur Seite zu stehen, wie sie können, habe ich sie doch einen nach dem anderen verloren, einen wegen eines Bissens trockener Falafel und einen nach einer herzbedrohlichen Nervenentzündung.

Die Vorsichtsmaßnahmen des Arztes vor dem Ziehen des letzten Weisheitszahns waren befremdlich. Er verschrieb mir ein entzündungshemmendes Mittel und unterschiedlich starke Schmerztabletten. Auch die Alarmbereitschaft meiner Freundin mutete komisch an, denn sie wollte mich seelisch offenbar auf unerträgliche Schmerzen vorbereiten und versprach mir, nach der Arbeit nach mir zu schauen, war sie sich doch sicher, mich schmerzgekrümmt am Rande des Bettes vorzufinden. Sie glaubte, dass mich das Eis, das sie mir bringen wollte, retten würde.

Noch kurioser aber war die Betäubungsspritze, die der Arzt mir verpasste. Es schien, als sei er kurz davor, ein Kamel zu betäuben, um das Tier daran zu hindern, in Panik zu geraten.

Aber ich bin kein Kamel, selbst wenn ich wegen des langen Sitzens am Schreibtisch einen Buckel habe, der einem Höcker gleicht. Und selbst

wenn ich in der Lage wäre, tagelang zu laufen und Grenzen zu überqueren und mich mit der Erinnerung an das Wasser in meinen Adern begnügen und stehend oder sitzend schlafen könnte, jederzeit bereit aufzustehen, sobald ein Geräusch ertönt oder ein Licht aufblinkt.

Ich bin kein Kamel, selbst wenn ich all meine Zähne verloren habe und nun beim Kauen meinen Unterkiefer auf lächerliche Weise von links nach rechts schiebe.

Der Arzt ermahnte mich natürlich, nach dem Verlassen seiner Praxis nicht zu rauchen, und teilte mir mit, dass er außerhalb seiner Sprechzeiten nicht für mich zur Verfügung stünde.

Der Staub lag noch immer auf den Bücherregalen, als ich nach Hause kam. Ich setzte mich an den Schreibtisch und dachte über die starken Schmerzen nach, die der Arzt mir vorhergesagt und auf die meine Freundin mich vorbereitet hatte. Ich prüfte und sortierte die Schmerztabletten nach ihrer Stärke, um dafür gerüstet zu sein, sie blind vor Schmerzen nicht mehr auseinanderhalten zu können.

In dem Fensterausschnitt hinter meinem Schreibtisch sah ich wieder die Frau heraustraten und die Eisentreppe zu ihrem Hochgarten emporsteigen und rauchen, ohne sich um den Regen zu scheren, der eingesetzt hatte. Das erinnerte mich an den kleinen Topf mit Pfefferminz, den ein Freund mir mitgebracht und den ich im Nebenzimmer hatten stehen lassen. Ich stand auf, bevor mich der erwartete Schmerz einholen würde, und brachte den Topf in mein Zimmer, um ihn vor mir ans Fenster zu stellen. Dann pflückte ich einen kleinen Pfefferminzstängel und zerrieb ihn in meiner rechten Hand, die ich zum Rauchen benutze, sodass ich immer, wenn ich an der dünn gedrehten Zigarette zog, den Pfefferminzduft roch.

Ich legte die entzündungshemmende Tablette unter meine Zunge und rauchte trotz der Warnungen des Arztes. Dann machte ich mir etwas zu essen und begann an einigen alten Projekten und Ideen zu arbeiten, die mir immer noch durch den Kopf gingen. Ich wartete darauf, dass

der Schmerz einsetzen und die Grenze des Erträglichen überschreiten würde.

Einige Stunden später war immer noch nichts passiert. Das ermutigte mich, einen kleinen Bissen in Sauce getränktes Brot zu kauen. Aber kein Nerv rührte sich als Protest auf die Zigarette oder den Bissen Brot. Also warf ich die Tabletten in den Müll, schaute in den Spiegel und fragte mich, ob ich in einem Augenblick der Angst über die Grenze geflohen war und nicht bemerkt hatte, dass mein Empfinden sich in eine ganz andere Richtung von mir entfernt hatte.

Ich bin ein sehr fleißiger Dichter  
Ich schreibe nicht immer  
und starre nicht auf Politik  
Ich trinke keine Milch  
Ich pinkle im Stehen in den Ecken und Winkeln fremder Städte  
Ich beneide meine Freunde um ihre Erfolge und strengte mich an  
Ich weiß  
wie jeder fleißige Dichter, dass ich ins Paradies kommen werde  
nach einer kurzen langweiligen Anerkennung

Sie werden auf meinen Grabstein schreiben:  
In seinen letzten Augenblicken  
beschimpfte er jene, die vorbeigekommen waren  
und jene, die nicht vorbeigekommen waren  
in astreinem Deutsch